

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 12

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gummi wird immer neu verwertet.

In dieser werden aus gebrauchten vulkanisierten Artikeln neue Waren erzeugt. Dieser Zweig nahm einen solchen Aufschwung, daß im Jahre 1925 fast ebensoviel Kautschuk wie Rohmaterial verarbeitet wurde.

Gegenwärtig befindet sich die Kautschukindustrie infolge der Ueberproduktion und der Weltwirtschaftskrise in einer ziemlich prekären Situation, die hoffentlich nur vorübergehend ist.

Die Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen.

Mit der Entwicklung der Kautschukindustrie gingen gründliche wissenschaftliche Untersuchungen Hand in Hand. Die Gelehrten studieren das Produkt in allen Phasen, von der Pflanzung bis zum fertigen Artikel. Sie züchten verbesserte Pflanzen und ihre Forschungen dürften mit der Zeit viele neue, nützliche Verwertungsmöglichkeiten für das Material entdecken.

Märztag oder: Die Heimkehr.

Von Frieda Schmid-Marti.

Schon viermal hat Peter Halter, der junge Bauer, mit seinem Biergespann den Ader durchmessen. Die Pflugschar blüht und wühlt in der winterfeuchten Erde, begräbt, was alt und ausgelebt, legt ans Licht, was jung und verheißungsvoll ist. Seppli schreckt mit seinem hellen Hüft und Gott die trägen Rösse aus der Winterruhe. Ihre drückten Leiber, von denen der Schweiß triefte, glänzen hell in der Sonne. Sie prüften hörbar und der warme Atem aus ihren Rüstern verströmte in die harsche Märzluft. Die heutige Leistung ist der Aufstakt zu vielem Kommenden.

Wieder stapfen die Rösse über die Gemarkung des Aders und reihen den Pflug um Armeslänge in den bestiesten Feldweg, daß die Riestern schetternd auffahren. „Höh — waha“, schreit Seppli und bringt die Pferde zum Stehen. Der Bauer wendet den Pflug, richtet sich auf, sieht das Strählein hinunter. Niemand ist zu sehen. Jetzt ist es zwei Uhr. Jetzt müßte Bethli doch bald unten in der Wegbiegung auftauchen. Er hat das Einfahren des Zuges vernommen, ihn abläuten hören, die Rauchschwaden hinter dem Wald in geballten Knäueln aufsteigen sehen. Sie hatten sich lange schon in der Bläue des lachenden Frühlingshimmels verloren. —

Scharf äugt Peter. Die Straße ist leer. — „Vorwärts“, kommandiert er. „Hüh“, schreit Seppli. Die Rösse ziehen an. Der Pflug lärmte im Gestein und kriecht sich langsam in die fette Adererde ein. — Hin und zur Hälfte wieder zurück geht die Fahrt. Sobald das Strählein hinter der geschwungenen Hügelinie wieder in Sicht kommt, geht der Blick des Pflügers ungeduldig das Rainlein hinunter. Diesmal schaut er nicht vergeblich aus. Ein Mädchen, flink ausgreifend, schreitet hügelan. Schon ist die Erwartete nahe. Die Freude des Wiedersehens schießt in Peter auf. Es drängt ihn ungestüm, den Aderzug stehen zu lassen und dem Mädchen entgegenzugehen. Und doch versagt er sich's und legt seine Ungeduld in ein einziges, befehlendes Wort. „Hüh“, schreit er und trappelt hinter dem Pfluge her. —

Das Mädchen hat die Höhe erreicht und schaut mit lachenden Augen hinüber zu dem Pflüger, stellt den Reisekorb zu Boden und kommt feldein, durch die frisch aufgeworfene Erde auf ihn zu. „Nicht! Nicht“, ruft er und lacht. „Das ist kein städtisches Straßenpflaster, das ist Allmendboden und dir schon in der ersten Minute deines Heimkommens anhänglich.“ — „Meinst, ich kenne den Lättboden auf dem Verchenhubel und seine Anhänglichkeit nicht gut genug, um zu wissen, daß er einem nicht unter den Füßen davon läuft“, neckt das Mädchen zurück, und ernster:

„Der Allmendboden ist mir lieber als das Straßenpflaster der Stadt ...“

Jetzt hat sie den Pflüger erreicht: „Höh — waha“, ruft er. Der Aderzug steht. Zwei Hände legen sich ineinander. Zwei Augenpaare tauchen mit warmem Blick ineinander. „Da bin ich“, sagt das Mädchen. — „Bist gut gereist?“ fragt Peter. — „Danke, es geht.“ — Was sind das für armselige Worte, wo die Augen eine solche Sprache reden! Denn die beiden Augenpaare reden vom gleichen, was der Tag in seiner glückhaften, jungen Frühlingsseligkeit. — Peter lehnt sich an die Riestern des Pfluges und sagt: „Jetzt hätte ich bald Hilfe nötig. Am einundzwanzigsten gehen mir Rugen und Schaden an ...“ Er atmet tief und leise. „Ich weiß“, antwortete das Mädchen. „Ich bin bereit. — Wollen wir heute abend zum Ziviler? Der Hausrat kommt nächste Woche vom Schreiner, und freudig bewegt fährt sie fort: „Denk, mein Sparpfennig und der Bohn vom verflorenen Jahr langen. — Die Meisterfrau hat mir zum Abschied noch ein schönes Trinkgeld gegeben.“ Die Freude überhaucht ihr junges Gesicht rosenrot.

„Gelt, es wird dir schwer, zu mir ins Greut hinauf zu kommen? — Es ist nicht leicht — jetzt — in den Zeiten“, murmelte er mit zusammengepreßten Lippen. Sein Blick ist hart und sorgenvoll. Sie hebt den Kopf zu ihm hin: „Was denkst auch? Ich muß doch kommen! Siehst du es nicht?“ — Sie hebt leicht beide Arme, als wollte sie den Geliebten umfassen. Er steht neben ihr, fühlt das Zittern ihrer Hände und weiß um die stille Flamme, die in ihrer Seele brennt. — „Es ist nicht leicht, die Frau eines Schuldenbauers zu werden“, hebt er noch einmal zögernd an. Da legt sie flink ihre kräftige Hand auf seinen Mund und schüttelt den Kopf. „Schweig jetzt“, sagt sie fröhlich. „Ich freue mich so! Wenn Gott uns nur Gesundheit schenkt! Das Schaffen macht mir nicht bang und dem Lättboden werden wir Meister.“ — Er sieht das Mädchen an. — Aus ihrem ganz von Liebe erhellen Antlitz redet ein unbeugbarer Wille. Sein Rücken strafft sich. —

Aus den beiden jungen Gestalten wächst spürbar die Freude, das harte Gesetz der Erde zu erfüllen.

Rundschau.

Der dreifache Pakt von Rom.

Man muß aus den verschiedenen Abmachungen zwischen Mussolini, Dollfuß und Csemöcs die entscheidenden Sätze herausgreifen, um zu verstehen, was vorgegangen; die schönen Worte, die drum herum gruppiert werden, haben den Zweck, die Welt zu besänftigen; daß ein Vertrag immer gegen jemand gerichtet sei, braucht man nicht wegzudektieren, falls dies einmal nicht der Fall sein sollte; die Versicherung, die Drei hätten sich verbunden, ohne dabei an feindliche Nachbarn zu denken, klingt beinahe wie eine Verteuerung genauen Wissens, wo der Gegner sitzt.

„Beseelt vom Wunsche, auf Grund der Achtung der Unabhängigkeit und der Rechte jedes Staates zur Erhaltung des Friedens und der wirtschaftlichen Erholung beizutragen ...“ verpflichten sich die drei Staaten, alle Probleme, die sie politisch interessieren, gemeinsam zu verfolgen und sich ins Einvernehmen zu setzen.

Dies heißt, in normale Sprache übersetzt: Italien will dafür sorgen, daß die Achtung vor der Unabhängigkeit Oesterreichs auch in Berlin Geltung habe, und es versteht unter dieser Unabhängigkeit eine der Grundlagen des Friedens. Wer sie antastet, spielt mit dem Kriege. Italien garantiert diese Unabhängigkeit; wer sich mit dem neuen Block freund-

schafflich vertragen will, muß versprechen, diese Tatsache anzuerkennen.

Nun lassen sich staatliche Unabhängigkeit und wirtschaftliche Misere schwer vereinbaren; darum versucht Italien, den beiden Verbündeten ökonomisch auf die Beine zu helfen; wenn dabei versichert wird, man handle nur in Verfolgung jener Richtlinien, die schon an der Konferenz von Stresa gezogen wurden, so stimmt dies; man darf nur nicht vergessen, daß schon an jener Konferenz die italienischen Neze nach den darniederliegenden Staaten des Donauraumes geworfen wurden.

Die wirtschaftlichen Pläne sind in zwei Protokollen niedergelegt. Man will die bestehenden Handelsabkommen erweitern, damit der „ergänzende Charakter der einzelnen Volkswirtschaften entwickelt werde“. Man will der österreichischen Industrie Vorzugszölle gewähren, damit sie mit der deutschen, schweizerischen, tschechischen usw. auf italienischem Boden besser konkurrieren könne. Man will die Industrien Italiens und Oesterreichs „koordinieren“, will also die Interessen beider irgendwie verkoppeln; so was wird sich zu politischen Garantien auswaschen. Man will den Ungarn helfen, den Ausfall auf ihrer Weizenernte wettzumachen. Man will den Transitverkehr über die Adriahäfen, d. i. Triest und Fiume fördern. Man will überdies die drei Verwaltungen, die soviel wie Gesetzgeber in ihren Ländern sind, ermächtigen, diese Protokolle zu ergänzen, und am 5. April werden die Vertreter dieser Verwaltungen für einen Monat zusammensitzen und die Instrumente ausarbeiten, die vorbildlich sein sollen für die Sicherung des Friedens und die Erneuerung der Wirtschaft.

Kann man diesen Garantien trauen? Vor 5000 fascistischen Funktionären hat Mussolini in Rom dargelegt, die Ziele Italiens lägen in Afrika und Asien. In Europa suche man nichts. Das stimmt. Man sichert sich nur, indem man die Grenze mit „Neutralen“ polstert: Schweiz, Oesterreich, Ungarn. Die Versammlung in Rom hat zweimal mit Heiterkeit auf Mussolinis Rede reagiert, das eine Mal, als er sagte, mit Jugoslawien seien die Beziehungen normal, das andere Mal, als er andeutete, die Tatsachen hätten wahrscheinlich das Verbot für die Deutschen, aufzurüsten, überholt. Somit weiß man, was mit dem dreifachen Römerpakt gemeint ist: Sicherung gegen Deutschland und Jugoslawien hin.

Hitlers Hoffnungen in Südost.

Nach den blutigen Wienertagen schienen sich die Verhältnisse geklärt zu haben; Italien wurde Garant der österreichischen Unabhängigkeit, weil es keinen Hitler im Tirol wünscht, Frankreich desgleichen, und zwar in Sorge um die Kleine Entente. Doch schon verwirren sich die Fäden von neuem.

Es gibt unter den drei Brüdern der Kleinen Entente zwei, die zwar Frankreichs Schutz brauchen, aber über die neue Wendung der Dinge alles andere als entzückt sind. Der eine der Brüder ist Jugoslawien. Es fühlt plötzlich einen kalten Arm im Nacken, fühlt sich umstellt von Schwarzhenden, Heimwehrlern und Horthyarmeen. Das war noch vor Wochen weniger fühlbar; die österreichischen Eisenbahner bedeteten immer noch eine Armee, die unter Umständen streifen und die Waffentransporte von Italien verraten oder unterbinden konnte. Nun ist das aus; Dollfuß siebt und reduziert und reglementiert die Arbeiterschaft, und in kurzem, so scheint es, wird sie völlig zuverlässig sein. Der andere Unzufriedene ist Rumänien. Es fühlt die Atemzüge der „ungarischen Revisionsbestie“ heißer und rascher gehen und befürchtet ultimative Forderungen schon in naher Zukunft.

Beide, Serben und Rumänen, würden sich viel eher mit dem deutschen als dem italienisch orientierten Oesterreich abfinden; selbstverständlich wäre ihnen noch lieber eine „Rückgliederung“ der beiden Rumpfstaaen in eine Donau-Union. Aber diese dritte und natürliche Lösung, die Frankreich anfänglich im Sinne hatte, scheint aus Abschied und Traktanden gefallen zu sein.

Berlin, von Mussolini überflügelt, hält Ausschau nach den unzufriedenen Verbündeten Frankreichs. Könnte sein, daß man sich in Belgrad und Bukarest so recht gottverlassen vorfindet und jeden neuen Gegner Mussolinis willkommen heißt! Also los, Richtung Südosten, vor Oesterreich hinweg! In der Tat fuhr eine deutsche Abordnung nach Belgrad, um „neue wirtschaftliche Beziehungen anzubahnen ...“

Diese kurze, schon halb und halb wieder vergessene Nachricht ist bedeutungsvoller als jede andere in den vergangenen Wochen. Sie zeigt, daß die „Kleine Entente“ gefährliche Bruchstellen aufweist, daß ihre Mitglieder zu Divergenzen bereit sind und allenfalls genau so von der französischen Linie abspringen werden wie Polen.

Nur einer kann sich mit Frankreich restlos einverstanden erklären: Prag. Und nur über Prag läßt sich das Projekt verfolgen, das Frankreich trotz allen Rückschlägen immer noch vorschwebt. Wenn heute Mussolini in Prag anklopft, um Beziehungen zwischen den Donaufstaaten anzubahnen, so müßten die drei uneinigen Vasallen Frankreichs zugreifen, und zwar im Eiltempo. Auf dem Wege der Wirtschaft können auch sie, genau wie Italien, Einfluß bei Oesterreichern und Ungarn gewinnen. Und allenfalls sogar das Rennen machen. Versäumt man aber die gebotenen Gelegenheiten, läßt gar die Habsburger hochkommen, dann wird der „Großbalkan“ zwischen Athen und Böhmerwald zum Tummelplatz der Großen. Dies, weil Frankreich passiv bleibt!

Die sonderbarste Aussicht aber bietet sich Hitler bei fortdauernder Ohnmacht Frankreichs: Ueber die Verhandlungen mit Belgrad den Weg nach Paris zu finden. Man muß an solche Eventualitäten denken, trotzdem Frankreich in einer Note an England die Abrüstungsvorschläge neuerdings als unmöglich zurückgewiesen. Denn zu gleicher Zeit ereignet sich die merkwürdige Tatsache, daß Berlin von sich aus ein neues, auffällig höfliches Memorandum direkt an Frankreich richtet. Ob Frankreich den „Bormarsch Mussolinis“ vielleicht zum Anlaß nimmt, nach Berlin hinzuhorchen?

Frankreichs neuester Coup.

Frankreich und Sowietrußland sollen einig sein darüber, daß sich das rote Moskau in den Völkerbund aufnehmen lassen müsse: nächsten Herbst schon! Hitler ist weggegangen, Japan schon vorher. Frankreich möchte Hitlers Isolierung bekräftigen, indem es Moskau fester an sich fesselt. Moskau wünscht noch mehr Freunde gegen Japan. Darum finden sie sich.

Vielleicht wird diese neue Bekräftigung der seit Hitler hochgekommenen Russenfreundschaft die Kleine Entente ermuntern, bei Frankreich auszuharren. Es heißt auch, daß Frankreich die drei Staaten veranlaßt habe, binnen kurzem die Soviets anzuerkennen. Man sieht darin, daß die scheinbar schlafende Demokratie in Frankreich immerhin begriffen, was ihr droht, wenn sie ihre Vasallen hilflos dem gewaltigen Ansturm des römischen und deutschen Fascismus ausliefert: Auf einmal scheint der Bolschewismus bündnisfähig. Die Nervosität muß groß, oder aber die Berechnung weitfichtig und kühl sein. -an-